

Klaus Inzuben und seine Tochter

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [21]

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587698>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Und König Richmut?“ fragte Trewula. Auch ihr Blick war wieder klar und still.

„Stirbt,“ antwortete der Herzog.

„Saget denen, die Euch gesandt, daß mein Leben mit dem des Königs erlischt,“ sagte Trewula.

„Und dein Sohn?“ fragte der andere.

„Ihm wird Gott helfen.“

„Du hast Pflicht an ihm.“

„Meine Pflicht an meinem Herrn und König ist älter.“

„Seltsame Frau,“ murmelte Herzog Andolf, und er neigte sich tief und verließ das Gemach.

Trewula rührte das Schallblech. Ihre Frauen kamen. Pagen traten ein. Man brachte Edel, den Knaben. Die Frauen zitterten, und die Pagen waren bleich. Sie erzählten von seltsamen Dingen, die in der Burg geschähen. Knechte würden gebunden abgeführt. Rupprecht, der Weidmann, der Treueste seines Königs, liege erschlagen.

Trewula hieß sie den Knaben hüten, küßte ihn auf die Stirn und verließ das Gemach. Als zwei Frauen sie geleiten wollten, winkte sie sie zurück. Raschen Schrittes durchmaß sie den Flur und stieg Treppen und Treppen nieder. Überall sah sie Bewaffnete und traf Diener mit bestürzten Mienen. Alle aber neigten sich vor ihr, und keiner hielt sie auf. Als sie dem Tor nahe war, das in den innersten Burghof hinausführte, kam von der andern Seite Gertrudis geeilt, die ihr einst Magd gewesen. Ihr blondes Haar flog ihr um die Schul-

tern, und in ihren blauen Augen stand das Entsetzen. Sie warf sich der Königin zu Füßen: „Hilf mir, sie werden mich töten.“

Trewula winkte einem Wächter und hieß ihn, die Verzweifelte in ihre Gemächer führen. Sie hob selbst sie auf und sagte: „Sei still. Ich werde dich schützen, solange ich es vermag.“

In diesem Augenblick erscholl Lärm in den äußeren Burghöfen, und Bewaffnete drangen herein. Sie kamen näher, und Trewula begegnete ihnen, als sie ins Freie des ersten Hofes trat. Es waren Edelleute, und der Herzog Andolf trat von einer andern Seite her unter sie. Sie hörte aus ihren erregten Worten, daß der Hinterhalt, den sie Richmut gelegt hatten, mißlungen und daß der König mit wenigen Getreuen entflohen war. Sie preßte beide Hände vor die Brust; es war das einzige Zeichen, daß sie erregt war.

Hochaufgerichtet lehnte sie an der Mauer.

„Die Königin,“ flüsterte ein Knecht. Dann sahen sie alle. Und sie standen in ehrfürchtiger Haltung, den finsternen Herzog an der Spitze, und selbst er hatte den Helm vom schwarzen Haar genommen.

„Wer ist jetzt Herr in diesem Lande?“ fragte sie.

Herzog Andolf trat vor und sagte: „Ich bin des Reiches Verweser, Herrin, bis dein Sohn mündig geworden.“

Sie wendete sich zum Gehen. „Ich erwarte Euch in meinen Gemächern, Herzog,“ sagte sie.

(Schluß folgt).

Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„So, jetzt ist der Nifener nicht mehr bloß Tagelöhner auf dem Laubenhofe, die Bäuerin hat ihn ganz zu ihrem Verwalter gemacht,“ wußte Jakob Manz eines Tages nicht ohne einen Anflug von Schadenfreude zu berichten. „Alte Liebe rostet nicht, der Nifener hat in früheren Jahren schon einmal gewußt, wo die Brene Läubli daheim war. Nun wird der Alte die Stubenkammer bald räumen müssen, die Brene hat schon lang so hinten herum gegiftet, es stehe im Kaufbrief nur von einem ‚Winkel‘; eine Kammer mit drei Fenstern und ein Winkel seien allweg zweierlei.“

Auch von diesen Dingen verschwieg Pauli bei seinen Besuchen in Gräpnach wohlweislich das meiste. Aber Hermine bekam im Lauf des Winters von anderer Seite doch alles zu wissen. Und noch viel dazu. Die Brene sparte keine Mühe, dem unbequemen Hausgenossen das Leben zur Hölle zu machen. Und wenn Klaus Inzuben auch sichtlich darauf bedacht war, seine mißliche Lage vor den Leuten zu verheimlichen, so drang doch von den endlosen Reifereien und Zwistigkeiten im Hause zur Lauben soviel an die Deffentlichkeit und mit der Zeit auch an Herminens Ohr, daß diese vor Zorn und Kummer fast nicht wußte, wo aus noch ein. Klaus Inzuben mußte zusehen, wie der

Nifener, den die Brene in allen Dingen ganz nach Gutdünken schalten und walten ließ, auf seinem Rennwägelchen im Lande herumfuhr und sich, statt auf dem Hofe zu schaffen, noch eifriger seinem bisherigen zweifelhaften Beruf als sogenannter Treibhund der Güterhändler widmete. Er sagte nicht ein Wort dazu. Er wehrte sich auch nicht, als ihm die Brene eines Sonntagnachmittags seine Zigarren samt dem Kistchen auf die Straße hinauswarf mit der höhnischen Bemerkung, sie habe nicht im Sinn, sich von einem Amsonstkoßtgänger aus dem eigenen Hause hinausräuchern zu lassen. Ja, er brachte es über sich, nachher im Wirtshause über den „Spaß“ zu lachen und die Brene zu entschuldigen; sie habe halt so ihre Grillen, sie müßte auch kein Weibervolk sein. Dergleichen dürfe man nicht auf die hohe Achsel nehmen, wenn man im Haus den Frieden haben wolle.

Wenn Hermine von solchen Demütigungen hörte, kam immer eine starke Angst über sie. Sie wußte, daß es nicht lang so weitergehen konnte. Sie fing an, Pauli wegen des Gütchens in Neuwies zu drängen, sagte aber nichts von dem heimlichen Gedanken, der sie hierzu trieb. Das würde sich dann schon geben, dachte sie im stillen bei sich.

Es war ein Vorfrühlingstag, fast so hell und

klar wie jener, da Hermine vor einem Jahr mit ihrem Vater nach dem Taubenmoos gefahren, als Pauli seiner Braut das bescheidene Heimwesen der Eheleuten Gruber vorzeigte. Jedes der schmalen Ackerlein, die da und dort im weiten Gemeindebann zwischen andern verstreut lagen, jeder Wiesrain und auch der Streifen dachsteilen Reblandes wurde umschritten und auf Größe, Bodenbeschaffenheit und Ertrag sorglich und sorgfältig eingeschätzt. Der Gruber, der ein gebrechliches altes Männlein war, konnte ruhig daheim in der Stube sitzen, Pauli wußte schon Bescheid. Er redete sich in einen kleinen Eifer hinein mit Rühmen und Vorstellen, fast wie wenn das Anwesen schon ein wenig ihm gehörte. Dem Götti würde es sehr gut passen, schon dies Frühjahr abzugeben, berichtete er nebenbei.

Hermine war schweigsam und zurückhaltend. Sie kam bei der Schätzung der Erträge meistens nicht ganz so hoch wie er.

Während der Besichtigung des zwischen andere Kleinbauernhöfe eingebauten Häuschens konnte sie einen Zug leiser Enttäuschung nicht aus ihrem offenen Gesicht verbannen. Sie sagte nicht viel dazu, als der Gruber und Pauli über den Preis und die Bedingungen hin- und herredeten; aber sie setzte in ruhiger Weise ihre Meinung durch, daß man die Sache noch beschlafen und recht überlegen wolle, das sei für beide Teile besser.

Während Pauli sie am Abend nach der Bahnstation begleitete, sagte sie ihm offen heraus, daß es ihr nicht passe. Das Land sei zu sehr zerstückelt. Und in dem eingeklemmten Häuschen, das dazu sein Gesicht der Regenseite zuehrene, könnte es ihr nie wohl werden.

Wenn Pauli ihr auch in vielem recht geben mußte, so vermochte er doch seine Mißstimmung nicht ganz zu verbergen. Sie dürfe halt nicht an etwas anderes denken, sagte er mit sonderbarer Betonung.

Hermine wußte sogleich, wie er das meinte. Es tat ihr ein wenig weh. „Neber das bin ich lange hinweg,“ gab sie klar und bestimmt zurück. „Wenn du morgen das Taubenmoos erben könntest, ich käme nicht mit dir dorthin.“

Daheim in Gräpnach wartete keine gute Botschaft auf sie. Der Schreiner Manz war dagewesen. Klaus Inzuben liege schon seit drei Wochen bei ihm im Hause. Er sei beim Anfeilen eines alten Apfelbaumes im Baumgarten, den er fällen sollte, abgestürzt, zwar nicht gar hoch, aber er habe sich doch die Schulter ausgerenkt und einen Fuß verstaucht. Auf sein dringliches Anhalten, weil er halt um keinen Preis in die Windenkammer hinauf gewollt, wie dies die Brene hatte durchsetzen wollen, habe er, Manz, ihn als alten Nachbarn in Pflege genommen. Ihn besuchen dürfe Hermine aber beileibe nicht, das habe sich der Kranke scharf verboten.

VI.

Hermine fuhr am folgenden Morgen doch nach Gersbach hinüber. Schon auf dem Wege nach dem Dorfe vernahm sie durch die

alte Schönbühlerin allerlei. Die Brene möge es kaum erwarten, bis das Trauerjahr herum sei; sie werde dann aber vom Nifener schon den Lohn bekommen. Man rede stark davon, sie wolle den Laubenhof verkaufen; der Nifener habe den Plan, wenn er zu Geld komme, ein Agentenbureau in der Stadt aufzutun.

Der Nifener war eben daran, den Braunen vors Rennwägelchen zu spannen, als Hermine am Laubenhof vorbeiging. Das Pferd sah abgeschunden und müde aus. Sie konnte sich nicht enthalten, zu ihm hinzutreten und ihm den Hals zu streicheln. „Du hast keinen guten Meister, Hans!“ sagte sie. Sie mußte sich abwenden, als sich das Tier mit seinem ihr noch vertrauten Gesicht nach ihr umsah. Es war ihr, als läge ein stummer Vorwurf in seinen Augen.

Die Brene stand breit in der offenen Haustüre, die Hände in die Hüften gestemmt. „Es ist uns schon recht, wenn du dem Alten zum End warten willst, wenn der doch von unsereinem nichts mehr wissen mag,“ rief sie ihr böse nach. „Solang er uns drangsaliieren konnte, sind wir ihm gut genug gewesen. Aber der Spieß kehrt sich immer einmal um, wenn man zu grob damit umgeht!“

Der Schreiner Manz erschrak, als er Hermine in die Stube treten sah. „Ihr trefft ihn nicht gut heute,“ sagte er mit gedämpfter Stimme und bedeutete ihr mit einer besorgten Handbewegung, daß der Vater drüben in der Nebenkammer liege.

Nach einer flüchtigen Verständigung ging der Schreiner hinüber, um Klaus Inzuben auf den Besuch vorzubereiten.

Es wurde schnell laut in der Kammer. Manz redete zu und mahnte mit beweglichen Worten; aber der Kranke wollte nichts hören. „Ein Wort ist ein Wort: Wenn sie kommt, dreh ich mich nach der Wand und warte, bis sie hinaus ist! Wegen ihr hab ich auf meinem eigenen Stolz herumtrampeln müssen! Sie ist schuld, daß jetzt ein Luder und ein Lumpenhund auf meinem Hof regieren!“

Hermine ließ sich nicht abhalten. Der Schreiner Manz drückte sich, wie sie in die Kammer trat, kopfschüttelnd an ihr vorbei und hinaus.

Klaus Inzuben lag unbeweglich und blickte steif nach der Balkendecke hinauf. Eine gute Weile sprach keines von beiden ein Wort.

Hermine trat nun neben das Bett hin. „Gebt mir die Hand, Vater,“ bat sie einfach. Durch ihre Stimme zitterte verhaltenes Weinen.

Ohne seinen Blick von der Decke wegzunehmen, machte er seinen gesunden Arm frei. Als er ihre Hand zwischen seinen harten Fingern fühlte, ging ein starkes Zucken über sein gesuchtes Gesicht, die Starrheit wich wie durch ein Wunder daraus.

„Gelt, wir zwei machen dumme Sachen,“ sagte er jetzt. Er wollte lächeln dazu, doch seine Augen, die immer noch nach der Decke hinauf gerichtet waren, füllten sich mit Tränen.

Da beugte sie sich über ihn hin und weinte und schluchzte, wie ein kleines Kind sein Leid in der

Mutter Schoß ausschütten kann. Mit einer zärtlichen Bewegung seiner großen schweren Hand fuhr er ihr immer über Stirnhaar und Zöpfe hin.

Hermine saß nachher lange in tiefer Bekümmernis auf dem Stuhl neben dem Krankenlager. „Wenn ich halt nur früher gekommen wäre,“ wachte sie endlich aus ihrem Brüten auf.

Er machte eine bestimmt verneinende Bewegung. „Es hätte nichts genügt. Mit Leuten, wie ich bin, ist es so, daß sie den Kopf erst dann brechen, wenn er ihnen abgehauen ist!“

Hermine fragte erst jetzt, wie es um ihn stehe.

„Die Maschine ist zäh, die wird schon wieder in Gang kommen,“ meinte er; „das ist das Wenigste. Wenn halt nur das andere nicht wäre . . .“

Da fing sie an, ihm mit freundlichen Worten Trost einzureden. Sie rühmte, wie der Pauli so gar niemandem etwas nachzutragen vermöge. Sie strich das Güttchen heraus, das ihm sein Götti um billigen Preis zuhalten wolle, und verschwieg ganz ihre Abneigung gegen das unscheinbare Anwesen. Von diesem Augenblick an war sie fest entschlossen, zu allem ja zu sagen, nur um dem Vater je baldere je lieber ein geruhiges Heim bieten zu können. „Bei uns sollt Ihr Euch nicht eine Stunde zu beklagen haben,“ versicherte sie ihm mit Wärme und Eindringlichkeit.

Er mußte lang hierüber nachdenken. „Mit dem Hochmut wär ich jetzt schon mehr oder weniger am andern Ende,“ brachte er endlich heraus, „wenn ich halt nur nicht beinah mit leeren Händen kommen müßte!“

Hermine fuhr mit erleichtertem Herzen nach Gräpnach zurück. Nur die Sorge, daß des Grubers Güttchen den Vater auch, wie sie, enttäuschen könnte, machte ihr heimlich Kummer.

Noch in der selben Woche erhielt sie durch den Schreiner Manz Bericht, es gehe dem Vater über Erwarten gut, er sei schon zweimal ohne viel Beschwerde aufgestanden. Und er freue sich so, daß sie da gewesen.

Etwa acht Tage nach ihrem Besuch in Gersbach schaffte Hermine eines Nachmittags im Garten. Eben hatte sie an Pauli geschrieben, daß sie sich nun doch zu dem Kauf des Güttchens verstehen könne. Der Brief lag noch auf dem Tischchen in ihrer Kammer; sie hatte es nicht über sich gebracht, ihn schon heute abzuschicken. Da sah sie plötzlich ihren Vater mühseligen Ganges die Dorfstraße heraufkommen. Verwundert und besorgt eilte sie ihm entgegen.

Er war in großer Erregung. Keuchend stieß er statt des Grußes fast in einem Atemzug die Worte heraus: „Du, die Brene hat verkauft! Ich kann nichts machen! Der Koller, der Jasager, tut, als ob alles recht wäre! Die Händler laufen auf meinen Aedern herum! Sie stecken das Haldenholz in Nummern ab! In acht Tagen soll die Gant sein!“

Sie wußte nicht gleich, was sie sagen sollte. Während sie neben dem Vater langsam

auf die Haustüre zuschritt, blieb dieser plötzlich neben ihr stehen und stemmte sich auf den schweren Stock. „Wenn mein Gewerb verstückelt wird, häng' ich mich am Scheunentor auf!“

Sie führte ihn in die Stube und nötigte ihn zum Sitzen.

„Haft du mich nicht verstanden?“ fragte er nach einer Weile mit kleiner Stimme. Dann stand er wieder auf. „Ich brauch nicht zu sitzen. Warum ich herkomme, will ich sagen und dann wieder gehn, wenn's nichts ist. Ich lauf nicht um das Mus herum, ich fang gleich am rechten Ort an: Der Pauli muß einspringen. Ich bin nicht mächtig. Aber das Geld, das noch mein ist, geb ich ihm in die Hand auf Heller und Pfennig. Ich will Knecht sein bei ihm!“

Auf Herminens Wangen flammte es plötzlich auf. Sie ging auf den erregten Mann zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ihr hättet keinen besseren Bericht bringen können!“

Ohne weiteres ging sie hinaus, um mit dem Dheim zu reden.

„Für dein Schwagerstücklein von leßthyn will ich dann dem Pauli Bürge sein,“ sagte dieser mit gutmütiger Anzüglichkeit beim Eintreten. „Auf den verlaß ich mich wie auf ein Haus!“

Klaus Inzuben ließ die Anspielung gern über sich ergehen. Wenn es nur ging! Wenn es nur ging. . .



Edouard Vallet, Genf.

Walliserin auf Maulfrier (Nadlerung, 1910).

In der Folge entwickelte er eine eifrige Beredsamkeit. Er hatte bereits mit den Händlern Rücksprache genommen. Da bei dem Kauf der Rebstockwirt beteiligt war, den er sich früher einmal verpflichtet hatte, wollten sie ihm einigermaßen entgegenkommen. Zudem konnte er ihnen mit dem Servitut des Wohnrechtes einige Schwierigkeiten bereiten.

Schon zwei Tage später war der Handel zur Zufriedenheit beider Teile im reinen.

„Ihr habt nicht schwerer zu tun als ich und die Mutter vor Jahren,“ sagte Klaus Inzuben zu Pauli und Hermine, als die drei nach Bereinigung

des Kaufvertrages in der Wirtsstube zum Rebstock bei einem Glase Wein zusammenjaßen. „Aber wenn ich halt nicht ganz oben hinaus gewollt hätte, mühtet ihr jetzt nicht beim untersten Ast anfangen!“

Hermine saß am Fenster; sie sah beständig nach dem Laubenhofe hinauf. „Dort in der Dachluke würde sich ein kleiner Taubenschlag gut machen!“ Es lag eine herzliche Bitte in dem Blick, mit dem sie den Verlobten ansah.

Pauli drückte ihr verstohlen die Hand. „Du mußt deine Tauben haben!“ Sie lachte ihm in die treuen Augen hinein. „Weißt, gelt?“

Ein Meister der Radierung: Edouard Vallet.

Mit zwei Kunstbeilagen und sechs Reproduktionen im Text.

Mit dem Tode Albert Weltis hat die Schweizer Graphik einen großen Verlust erlitten, den größten seit dem Ableben Karl Stauffers. Wenn diese beiden Radierer künstlerisch auch in vielen Beziehungen Gegensätze sind — kurz ausgedrückt: Stauffer ist Realist, Welti Phantasiakünstler — eines wenigstens haben sie gemeinsam: sie schufen ihre Blätter für die Mappe, für beschauliches Nahbetrachten (besonders Welti), nicht für die Wand; eine ausgesprochen dekorative Wirkung strebten sie beide nicht an. Anders der dritte und jüngere bedeutende schweizerische Radierer: Edouard

Ballet*). Er ist der dekorative Radierer par excellence. Darin liegt seine persönliche Note. Seine Blätter legt man nicht in die Mappe, man rahmt sie, hängt sie als raffigen Schmuck an die Wand. Es wäre einseitig, zu behaupten, das Dekorative sei dem Holzschnitt, eventuell noch der Lithographie vorbehalten, bei der Radierung aber sei es gewissermaßen stilwidrig. Vallets Werke beweisen, daß dem nicht so ist, daß sich vielmehr das Dekorative mit der Technik der Radierung sehr wohl verträgt.

Charakteristisch für Ballet ist, daß er die Formen sehr einfach behandelt. Alles Kleinliche unnötige Detail bleibt ausgeschaltet, nur das Notwendige ist gegeben. So einfach die Form ist, wirkt sie doch reich und vollständig, eben weil sie das Wesentliche enthält. Und eben darum ist sie auch sehr ausdrucksvoll. Diese Einfachheit in den Ausdrucksmitteln — sie ist es, welche die dekorative Wirkung der Radierungen verbürgt — erscheint in den allerletzten Werken noch gesteigert, ja in einem Blatt wie dem „Heuet im Gebirge“ (s. zweite Kunstbeilage) bis zu eigentlicher Monumentalität. Eine „monumentale Radierung“! Das scheint fast ein Widerspruch in sich selbst. Doch kann man den Eindruck dieses (auch an Umfang großen) Blattes kaum anders kennzeichnen. Der Technik ist dabei nichts Ungehöriges, Stilwidriges zugemutet. Es ist nur Alles ungeheuer einfach und kraftvoll. Daß Ballet bei diesem Streben neuerdings auch ein großes Format zu bevorzugen beginnt, ist begreiflich. Seine Radierungen sind aber



Edouard Vallet, Genf.

Am Grabe (Radierung, 1910).

*) Die „Schweiz“ hat schon mehrfach Ablesungen Vallets wiedergegeben, nämlich Jahrgang XV 1911, S. 283: „Walliserin beim Butterstoßen“, S. 285: „Auf dem Kirchhof“, Jahrgang XVII 1913, S. 177: „Drei Schäfer“. Man siehe diese Blätter zum Vergleich und zur Ergänzung heran.